

Paulus Hochgatterer

### **Süchtig wonach?**

(Fit for Life, Literatur und Sucht, Laudatio, 07/10/2020)

Sehr geehrte Damen und Herrn,  
liebe Festgäste!

Das Problem, vor das man sich gestellt sieht, wenn man als schreibender Psychiater oder Schriftsteller mit psychiatrischem Blick oder, noch genauer, als schreibender Psychiater oder Schriftsteller mit psychiatrischem Blick, der selbst einem Glas Wein oder einem schottischen Single Malt nicht ganz abhold ist, eine Lobrede über Schreiben und Sucht halten soll, ist weniger eins der Haltung, schon gar nicht der Wertung, als vielmehr eins des Umgangs mit Unentscheidbarkeit und Ambivalenz. Es geht um Fragen der Befruchtung und Zerstörung, der Anregung und Abstumpfung, der Erweiterung der Perspektive und ihres Verlusts, der Klarheit des Blicks und seiner Vernebelung, um die Balance zwischen Wachheit und Todesnähe, um die Gier nach der Fähigkeit, einen Gedanken zu Ende zu bringen und ihn in Worte zu fassen und um die Gefahr des Denkverlustes und des vollständigen Verstummens. Auf den Punkt gebracht geht es immer um die Frage: Wie bringt man die beiden Dinge unter einen Hut, die Notwendigkeit des Erzählens und die Notwendigkeit des Rausches?

Das Erzählen und der Rausch, auf der einen Seite die Konstitution dessen, von dem wir gewohnt sind, es ein wenig großspurig ‚Identität‘ zu nennen, auf der anderen seine Auflösung. Heute soll mehr vom Erzählen die Rede sein.

Erzählen als Vorgang, der Identität stiftet. Erzählen als Antwort auf die Frage: Wie weiß ich, wer ich bin? – Erzählen schafft, so der deutsche Philosoph Odo Marquard, Kontinuität unter Diskontinuitätsbedingungen. Oder, für diejenigen, die ein lateinisches Zitat ab und zu noch lustig finden können: *Narrare necesse est*. Eine Welt, die danach strebt, sich selbst in immer vielfältigeren Fragmenten zu erklären, bleibt eine Welt von Fragmenten; kontinuierlich wird sie erst durch die Erzählung. Odo Marquard:

*Die Geschichten, die wir zu erzählen haben, sind unser Personalausweis. Wer auf das Erzählen verzichtet, verzichtet auf seine Geschichten; wer auf seine Geschichten verzichtet, verzichtet auf sich selbst.*

Wer verliert schon gern seinen Personalausweis? Wer verzichtet schon gern auf sich selbst? Übrigens ist es gar nicht so leicht. Das hat uns Daniel Stern, vor ein paar Jahren verstorbener Doyen der Säuglings- und Kleinkindpsychologie beigebracht. Er hat gezeigt, und es hat sich experimentell x-fach bestätigen lassen, dass bereits Babys Interaktionsfiguren bevorzugen, die die Gestalt eines Minimalnarrativs besitzen: Beginn, Höhepunkt, Spannungsabfall. Er nannte dieses offenbar genetisch verankerte kognitive Schema Protonarrative Envelope, protonarrative Hülle. Das Narrative ist uns angeboren, es umgibt uns, wir sind darin eingehüllt. Wir können gar nicht anders, als die Welt als eine Ansammlung von Erzählungen zu decodieren. Diese Brille ist nicht abnehmbar. Genauso wie wir nicht nicht kommunizieren können, wie uns Paul Watzlawick gelehrt hat, können wir nicht nicht narrativ wahrnehmen. Ein anderer deutscher Philosoph, Wilhelm Schapp, hat es in den schönen Satz gefasst: *Wir sind immer in Geschichten verstrickt*. Offenbar auch auf neuropsychologischer Ebene. Für den Geschichtschreiber ist das eine beruhigende Perspektive. Für den Kinderpsychiater sowieso.

Was bleibt, ist die Frage: Wozu? Wofür? Weshalb? Kognitive Schemata hat man nicht einfach so. Sie sind in der Regel keine freischwebenden, sondern motivierte Konstrukte, die bestimmte Funktionen erfüllen. Was leistet also Erzählen? Welche Bedeutung hat es für den Menschen, welche Bedürfnisse stellt es zufrieden? Der französische Philosoph Paul Ricœur stellt uns in seinem großen, dreibändigen Werk *Zeit und Erzählung* eine mögliche Antwort zur Verfügung. Er identifiziert drei Basisfunktionen des Narrativen.

Erzählen stiftet Sinn. Dort, wo der Mensch Kontingenz, soll heißen, das Exponiertsein gegenüber einem vom Zufall bestimmten Schicksal, befürchtet, stellt Erzählen Zusammenhänge, also Kohärenz her. Dies schafft dem Selbst ein Fundament und gibt Antwort auf die Frage, weshalb und wofür man dort ist, wohin man geworfen wurde. Das Erzählen spricht von Bedeutung, auch von der Bedeutung des Elends, vom Eingebettetsein in ein größeres Ganzes und von Transzendenz, wenn man sie braucht.

Erzählen schafft Erklärung. Es erzeugt Verbindungen zwischen Dingen und Ereignissen, indem sie sie sowohl rekonstruierend enthüllt als auch konstruierend kreiert. Im faktualen Erzählen wird aus Korrelation Kausalität, aus einem bloßen Nebeneinander Vergleichbarkeit, aus Ratlosigkeit Erkenntnis. Im fiktiven Erzählen, im Erfinden von Verbindungen, wird aus Unvereinbarkeit spielerische Begegnung, aus Widersprüchen ein Vorschlag von Plausibilität. Das Erzählen erklärt mir den prügelnden Vater, die sinnlos solidarische Mutter und erzählt mir die Geschichte von den liebenden Eltern, die sie unter anderen Umständen werden hätten können.

Erzählen schafft Beziehung. Die dritte und letzte seiner Basisfunktionen. Für Menschen, die sich wie manche von uns hauptsächlich mit Beziehungen beschäftigen, wohl eine Binsenweisheit. Narration ist explizit immer auch Mitteilung und implizit immer auch ein Beziehungsangebot.

Narration ist somit immer auch Kommunikation, Erzählung im Dienst von Beziehungen. Im Erzählen legen wir unsere Positionen zueinander fest, wir lachen miteinander, wir weinen und streiten miteinander, wir lassen uns ein narratives Nest bauen und bauen selbst eins, und manchmal sagen wir einander Adieu.

Sinn. Erklärung. Beziehung. Darum erzählen wir, wir, die wir nicht anders können. Das Bedürfnis danach ist unser Personalausweis. Danach sind wir süchtig. Vor allem danach, egal, ob wir es auch nach anderen Dingen sind oder nicht.

Viele waren es, süchtig nach anderen Dingen, nach Substanzen vor allem. Die Literaturgeschichte ist auch eine Geschichte der Liebesbeziehung zwischen Schreiben und Sucht, einer Liebesbeziehung, die ist, wie Liebesbeziehungen zu sein pflegen, meistens sehr befruchtend, oft sehr konflikthaft und manchmal direkt in den Abgrund führend. Sie alle kennen die Namen. Edgar Allen Poe, E.T.A. Hoffmann, Gottfried Keller, Jack London, F. Scott Fitzgerald, Autor. Die amerikanischen Nobelpreisträger Sinclair Lewis, Eugene O'Neill, William Faulkner und – nicht zuletzt – Ernest Hemingway. Gerhard Hauptmann, Hermann Hesse, Hans Fallada und Georg Trakl. Kaum Frauen übrigens; Marguerite Duras, Dorothy Parker und Françoise Sagan. Oder Charles Bukowski, Großmeister des lakonischen Tons und des Schnapskonsums. Oder einer der großen Unbekannten, der Schwede Per Olov Enquist. Ihm, der heuer im April verstorben ist, durfte ich im Jahr 2009 in Salzburg die Laudatio zum Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur halten. In seinem epochalen Roman ‚Ein anderes Leben‘ (die einzige Lektüreempfehlung des heutigen Abends) beschreibt er nicht nur klarsichtig die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern vor allem schonungslos seine schwere Alkoholabhängigkeit. Unter anderem steht da dieser eine Satz, den ich mir gemerkt habe:

*Schließlich ist es für ihn ganz natürlich, dass er nie Angst hat, wenn er schreibt, aber nur dann nicht.*

Die Hauptfigur macht diese Erfahrung als Jugendlicher im fundamentalistischen Norden Schwedens. Sie wird sein Leben bestimmen.

Der Text, den es jetzt zu loben gilt, Martin Weiss' Erzählung ‚Leb wohl bequemes Elend‘, beginnt auch in einer Jugend, nicht im Norden Schwedens allerdings, sondern im österreichischen Waldviertel, und die Angst des Dreizehnjährigen wird nicht durch Schreiben beseitigt, sondern durch ein Viertel Wein.

*Plötzlich rede ich und unterhalte die Runde ums Lagerfeuer; (...) ich schneide mir voll in den Daumen; völlig egal; möchte nur dieses wunderbare, ungewohnte Gefühl festhalten;*

Es kommt, wie es kommen muss. In einer Folge von Episoden, die deshalb so kongruent wirken, weil sie selbst aufblitzen wie klare Momente in einem Strom von Betrunkenheit führt uns der Autor Scheitern und Selbstbetrug als die vorherrschenden Muster im Leben eines suchtkranken jungen Menschen vor Augen. Wir erfahren, wie unter den Augen der Polizei Beruhigungsmittel den Besitzer wechseln, wie aus dem Verkauf einer Antinarbensalbe eine fristlose Kündigung werden kann und dass eine Ersatzfreiheitsstrafe wirklich kein Vergnügen ist. Am Anfang lernen wir außerdem, dass Katzen keine Schlüsselbeine besitzen, und am Schluss, was Lucky Luke, Hans Orsolics und Viktor Frankl verbindet. Die Geschichte verzichtet auf Sentimentalität und ist trotzdem nicht frei von Hoffnung, sie blickt schonungslos auf ihre Hauptfigur, nüchtern vor allem dort, wo der Protagonist es am allerwenigsten ist:

*Gefängnis; der Gedanke daran ist nur mehr durch Daueralkoholisierung erträglich; hinauszögern bis zum letzten Tag der Frist; der Tag des Antritts der Freiheitsstrafe; Frühstück; zwei Praxiten, drei Bier;*

Ganz am Schluss landet die Geschichte dort, wo wir vorhin im Zusammenhang mit Paul Ricœur und den Basisfunktionen des Narrativen schon waren, bei der Frage nach dem Sinn. Damit riskiert sie ein gewisses Pathos, ja, aber es gibt – erstens – wohl nichts Langweiligeres als Literatur, die nichts riskiert, und – zweitens – nichts Unglaubwürdigeres als Sucht ohne Pathos.

Oder, um mit Joseph Roth, dem wohl größten Süchtigen in der österreichischen Literatur zu sprechen:

*Ich kenne die süße Freiheit, nichts anderes darzustellen als mich selbst.*

Das ist der rechte Satz, um jetzt aufzuhören, denke ich.

Im Namen der Jury und von uns allen darf ich Martin Weiss ganz herzlich zum fit for life-Literaturpreis gratulieren!